

INGRID HEDSTRÖM
DIE TOTEN
MÄDCHEN
VON VILLETTE

KRIMINALROMAN

suhrkamp



suhrkamp taschenbuch 4,128

Villette, Belgien, 24. Juni 1994: Drei junge Mädchen laufen nachts von der Johannisprozession auf der Landstraße in ihr Heimatdorf. Kurze Zeit später werden die jungen Frauen tot aufgefunden. Ein junger Mann aus der Gegend hatte die Teenager in seinem Wagen mitgenommen. Was nach einem einfachen Fall für die junge Untersuchungsrichterin Martine Poirot aussieht, entwickelt sich bald zur gefährlichen Suche nach einem Serienmörder, die zurückführt in die Zeit der Kollaboration, zu der dunklen Geschichte zweier junger Widerstandskämpferinnen, Renée und Simone, und Poirot mit einem dunklen Kapitel ihrer eigenen Familiengeschichte konfrontiert, denn Renée war Poirots Mutter ...

Ingrid Hedström, geboren 1949, arbeitet als Auslandskorrespondentin für die schwedische Zeitung *Dagens Nyheter*. Viele Jahre war sie in Brüssel stationiert. Im Dezember 2008 erhielt sie den Debütantenpreis der Schwedischen Krimiakademie.

Ingrid Hedström
Die toten Mädchen
von Vilette

Kriminalroman

Aus dem Schwedischen von
Angelika Gundlach

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel
Flickorna i Villette
im Alfabeta Bokförlag, Stockholm
Copyright © 2009 Ingrid Hedström

Umschlagfoto:
Shutterstock / © Michal Skowronski, © LHF Graphics

suhrkamp taschenbuch 4128

Erste Auflage 2010

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Berlin 2010

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: HAUPTMANN & KOMPANIE Werbeagentur, Zürich

ISBN 978-3-518-46128-0

1 2 3 4 5 6 – 15 14 13 12 11 10

Die toten Mädchen
von *Villette*

Für sich genommen, ist im allgemeinen jeder von ihnen ein guter Kerl, einer, der sagt, daß er niemandem Böses will, und das auch glaubt. Aber es gibt immer noch einen Rest von destruktiven Instinkten, von Raubtierinstinkten in ihm: Instinkte, auf die er nicht stolz ist und die er verbirgt, die ihn aber trotz allem reizen und die er immer gern befriedigt, wenn man ihm nur die Gelegenheit gibt ...

Roger Martin du Gard,
»Die Thibaults«

PROLOG

April 1943

Uccle

Er haßte Simone. Er fühlte den Haß wie ein schwarzes, ätzendes Gift im Blutkreislauf durch seinen Körper strömen, als er sie am offenen Fenster sitzen sah, wie gewöhnlich über ihr grünes Notizbuch gebeugt, so daß die blonden Haare das Gesicht wie eine seidenweiche Gardine verbargen. Nein, so sollte er nicht denken. Er sollte nicht daran denken, daß ihre Haare dufteten oder daß das zu klein gewordene Kleid über ihrer Brust spannte, oder daß sie immer Tintenflecke an ihren starken kleinen Händen hatte. Er sollte daran denken, wie sehr er sie haßte.

Sie blickte auf und sah ihn auf der Straße stehen. Zu seinem Erstaunen winkte sie ihm zu und lächelte, als wäre nichts passiert, lächelte dieses Lächeln, das das Lachgrübchen an ihrer linken Wange so deutlich hervorlockte, daß man Lust bekam, es mit dem kleinen Finger zu befühlen. Genauso, als wäre nichts passiert. Genauso, als begreife sie nicht, daß er sie jetzt haßte.

Sie wußte nicht, was sie weggeworfen hatte. Sie wäre seine Jenny geworden, aber jetzt dachte er statt dessen nur daran, daß er ihr schaden wollte und daß er das tun konnte, wenn er Lust hatte. Er wußte, was sie und Renée trieben. Einmal in der Straßenbahn hatte er gesehen, wie sich Renée neben einen deutschen Offizier setzte und heimlich seine Aktentasche austauschte. Und als er in Simones grünem Notizbuch blätterte, um zu sehen, ob sie etwas über ihn hineinschrieb, hatte er gesehen, daß sie notierte, wer ihren Vater

besuchte. Mitten zwischen den mathematischen Problemen, mit denen sie sich aus einem unerfindlichen Grund ständig beschäftigte, hatte sie genau Namen, Daten und Zeiten notiert. Sie mußte jemandem darüber Bericht erstatten.

Wenn er sie anzeigte – er hatte sich noch nicht entschieden, es zu tun, es war nur eine denkbare Möglichkeit, die ihn durch ein angenehmes Machtgefühl von innen zum Glühen brachte –, würde sie sicher von der Gestapo verhört werden. Der Gedanke daran, was die Gestapo mit Simone anstellen würde, ließ es in seinen Leisten heiß werden, und er spürte, daß er da unten hart wurde, ein verbotenes Gefühl, das mit Strafe und Schmutz, mit dem Stock seines Vaters und dem Keller, in den er eingesperrt wurde, als er klein war, zusammenhing. Es war Simones Schuld, daß er so empfand, und sie mußte dafür bestraft werden. Wenn er erzählte, was er wußte, würden die Deutschen sie bestrafen, obwohl in Wirklichkeit er es tun würde. Vielleicht würde sie sterben.

Sein Vater verabscheute Simones ganze Familie und sah seine Freundschaft mit ihr als einen weiteren Beweis dafür, was für ein wertloser Taugenichts er war. Simones Vater war einer der Gerichtsbeamten, die sich im Vorjahr gewei-gert hatten, den Verkauf des jüdischen Eigentums durchzuführen, worüber sich sein eigener Vater mit seinen Gästen stundenlang verbreitet hatte. Sie kamen wie gewöhnlich zu dem Ergebnis, daß der Verfall von Ordnung und Moral angefangen hatte, als die Arbeiter nach dem vorigen Krieg das Wahlrecht bekamen. Er hatte es ziemlich satt, das zu hören, aber vielleicht hatten sie recht. Er wußte nicht mehr, was er davon hielt. In seinem Universum war der Vater bis jetzt der verhaßte Tyrann und Simone die erlösende Lichtgestalt

gewesen, aber in dieser neuen Welt, die entstanden war, nachdem er sich entschieden hatte, Simone zu hassen, würde sein Vater vielleicht einen anderen Platz einnehmen. Er stellte sich vor, wie er dem Vater von Simone und Renée erzählen und wie der Vater ihn endlich mit Stolz und Anerkennung betrachten würde.

– Ich wußte es, mein Sohn, würde er sagen, ich wußte, daß du schließlich den richtigen Weg wählen würdest. Jetzt hast du gezeigt, daß du ein Mann und ein wahrer Patriot bist.

Dann würden sie zusammen losgehen und Simone und ihren Anhang anzeigen. Er würde ab und zu eine herbe männliche Trauer über ihr Schicksal empfinden bei dem Gedanken, was sie ihm früher einmal bedeutet hatte, aber er würde es als ein notwendiges Opfer sehen, ein Opfer, wie man es manchmal bringen muß. Die Hitze in seinen Leitern und die Steifheit da unten versuchte er wegzudrängen, sie störten die edlen Bilder, die er in seinem Inneren hervorzurufen versuchte. Aber die verbotenen Gefühle waren zu aufdringlich geworden, um verdrängt zu werden. Wenn sein Vater nicht zu Hause war, würde er sich vielleicht trauen, in den Keller zu gehen und zu tun, was man mit sich selbst nicht tun durfte. Dabei würde er an Simone bei der Gestapo denken.

Er sah zum Fenster hinauf. Jetzt stand auch Renée da, die dunklen Haare wie eine Wolke um das Gesicht. Renée bedeutete ihm überhaupt nichts. Sie war nur ein Anhängsel von Simone, und in seiner neuen Simone-losen Welt existierte sie nicht einmal als ein Staubkorn. Aber sie lächelten ihm beide zu, und Simone winkte ihm, er solle hereinkommen. Er öffnete die Gittertür, ging die wohlbekanntesten Schritte den Gartenweg hinauf.

Er hatte sich noch nicht entschieden. Noch nicht.

KAPITEL 1

Samstag, 11. Juni 1994

Brüssel

Denise van Espen ging mit schnellen Schritten die Rue des Minimes entlang. Sie war wütend, so wütend, daß sie wie eine Furie vorwärtsmarschierte, ohne sich von ihrem engen Rock und ihren hohen Absätzen aufhalten zu lassen. Sie mußte sich beruhigen, dachte sie. Eric Janssens war einer ihrer besten Kunden. Sie konnte nicht zu einem ihrer besten Kunden nach Hause kommen und ihn beschimpfen. Aber warum mußte er sie ausgerechnet heute im Stich lassen? Max, ihr Mann, hätte schon zur heutigen Auktion in Gent unterwegs sein müssen, um Geschäfte mit dem Geld zu machen, das Eric Janssens für das Fernand-Toussain-Gemälde, zu dessen Kauf er sich nach langem Zögern entschlossen hatte, bezahlen sollte. Um zehn Uhr hätte er zu Max' und Denise' Antiquitätenhandel kommen sollen, um das Geschäft abzuschließen. Und dann tauchte er nicht auf!

Die Morgensonne stand schon über den Hausdächern. Es schien ein schöner Junitag zu werden. Sie hatte die Viertel mit niedrigen Häusern und kleinen Läden hinter sich gelassen, und die Straße begann anzusteigen. Links von ihr erhob sich der schwere Klotz des Justizpalastes mit seinen Säulen und Steinlöwen, düster unheilverkündend wie eine Spukburg in einem Horrorfilm. Eine Schar Tauben flog so nahe bei Denise auf, daß sie beinah ihre Haare berührten.

Sie war sehr oft bei Eric Janssens zu Hause gewesen. Er wohnte allein ganz oben in einem Haus in der Rue Jean Jacob in der Nähe des Justizpalastes mit einer hinreißenden

Aussicht über Brüssel von der Dachterrasse aus und einer noch hinreißenderen Sammlung Kunst und Antiquitäten in der Wohnung.

Am Haus angekommen, tippte sie den Türcode ein und nahm den Lift in den fünften Stock. Sie strich sich über die Haare und zählte bis hundert, während sie versuchte, ruhiger zu atmen, bevor sie an der Tür klingelte.

Sie hörte das Signal in der Wohnung, aber niemand kam, um aufzumachen. Sie klingelte wieder und schielte zum Guckloch in der Tür. Nichts passierte.

Wenn Eric Janssens nun einen Herzanfall gehabt hatte und hilflos da drinnen lag! Der Gedanke kam ihr zum ersten Mal. Es hatte ihm ja tatsächlich viel an diesem Gemälde gelegen, als er sich erst einmal entschlossen hatte.

Nicht daß Eric Janssens wie ein potentieller Herzpatient ausgesehen hätte. Er war neunundfünfzig, schlank und durchtrainiert. Aber, dachte Denise, er war in der letzten Zeit etwas verändert gewesen, etwas ... seltsam? Sie hatte es erst vor zwei Wochen bemerkt, nachdem er angerufen und sie gebeten hatte, sich um ein paar Koffer mit alter Kleidung zu kümmern, die er aus seinen Beständen aussortieren wollte. Er hatte eifrig gewirkt, nahezu exaltiert.

Sie nahm den Lift zurück ins Erdgeschoß und klingelte bei Maria Cunhal, eine Rentnerin, die in der alten Conciergewohnung des Hauses wohnte und ihre Rente aufbesserte, indem sie bei einigen der Mieter putzte. Sie half gewöhnlich bei Eric Janssens mit, wenn er Einladungen hatte, und da hatte Denise sie kennengelernt.

Maria Cunhal öffnete sofort. Sie erkannte Denise und bat sie in die Küche, wo die Morgenzeitung aufgeschlagen neben einer Tasse Kaffee und einem Korb mit Brot lag. Denise erklärte, daß Rechtsanwalt Janssens zu einem verabredeten

Treffen nicht gekommen sei und daß sie anfangs, sich selbst wegen Sorgen zu machen.

Maria Cunhal sah sie, durch ihre goldgefaßte Lesebrille blinzelnd, bekümmert an.

– Das klingt nicht gut, sagte sie, gestern hat der Herr Rechtsanwalt auch ein Treffen verpaßt, das er verabredet hatte. Da kam auch gestern jemand her und klingelte, ein fescher junger Mann ...

Sie bekam einen verträumten Blick. Denise lächelte innerlich. Sie fragte sich, ob sich die Portugiesin bewußt war, warum so viele schöne junge Männer Eric Janssens Wohnung aufsuchten.

– Nein, keiner von denen, sagte Maria Cunhal und sah Denise streng an, als habe sie ihre Gedanken gelesen, *era sério*, dieser Mann, er hatte ein ernstes Anliegen. Und er war nicht so jung, eher wie Sie, Madame. Er wollte heute wiederkommen, ich habe versprochen, es dem Herrn Rechtsanwalt zu sagen. Aber ich habe ja Monsieur Janssens nicht gesehen, nicht seit Donnerstag abend. Das ist sehr merkwürdig.

Die beiden Frauen sahen einander an.

– Es ist wohl das beste, wenn wir bei ihm reinschauen, sagte Denise. Sie haben doch Schlüssel, Madame Cunhal?

Maria Cunhal nahm schon den Schlüsselbund von einem Brett im Küchenschrank.

Das erste, was ihnen auffiel, war der Gestank. Er schlug ihnen entgegen, sobald sie die Tür geöffnet hatten, ein metallischer, Übelkeit erregender Geruch, der, schon bevor sie ihn wiedererkannt hatte, Denise' Herz rascher schlagen und die Härchen auf ihren Armen sich aufrichten ließ. Sie gingen langsam in die Wohnung und blieben dicht beieinander.

Er lag in seinem Arbeitszimmer mit dem Gesicht nach unten auf dem Fußboden, den Kopf in Richtung Schreibtisch. Sein Hinterkopf war eine breiige, blutige Masse, und der Raum stank wie ein Schlachterladen von dem Blut, das überall verspritzt war, auf den Spiegeln und den Bücherschränken und dem antiken Mahagonischreibtisch. So viel Blut, dachte Denise, daß in einem Menschen so viel Blut ist. Sie machte ein paar Schritte ins Zimmer. Vielleicht war er nicht tot. Sie mußten doch versuchen, ihm zu helfen! Aber sie wußte, daß es zu spät war. Eric Janssens war tot, und schon summten Fliegen um seinen Körper. Eine Welle von Übelkeit überspülte sie, und sie packte einen Stuhl, um nicht ohnmächtig zu werden. Es war ein Gefühl, als wäre die Zeit stehen geblieben. Während eines langen, gefrorenen Augenblicks nahm sie alles im Raum auf – herausgezogene Schubladen, geöffnete Schränke, umgekippte Möbel. Auf dem kleinen Tablettisch aus Messing lag ein aufgeschlagenes Buch, mit dem Rücken nach oben. Sie konnte die roten Buchstaben des Titels lesen: »Die Thibaults«. Der Schreibtisch war entsetzlich mit Blut und Hirnsubstanz befleckt, aber eine viereckige Fläche war ohne Flecken, als ob von dort etwas weggenommen worden wäre. Neben dem toten Körper lag eine blutverschmierte Statuette. Denise erkannte sie wieder. Sie hatte sie vor erst einem halben Jahr Eric Janssens verkauft, eine grazile französische Bronzenymphe aus der Jahrhundertwende.

Maria Cunhal stand noch im Korridor, blaß, aber gesammelt, die Arme über der Brust verschränkt.

– Kommen Sie jetzt, Madame van Espen, sagte sie, wir müssen die Polizei anrufen.

Mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung ließ sich Denise im Keller in der Rue des Minimes an ihrem Arbeitstisch nieder. Die Polizei hatte sie stundenlang festgehalten, sie ausgefragt und wieder ausgefragt. Max war ohne Eric Janssens' Geld nach Gent gefahren, und Laurence, die Kunststudentin, die ihnen manchmal half, hatte im Laden den ganzen Tag allein die Stellung halten müssen. Jetzt saß Denise da und ging Gegenstände aus einem Nachlaß durch, den sie gerade hereinbekommen hatten. Aber es fiel ihr schwer, ihre Gedanken von dem blutbespritzten Zimmer in der Rue Jean Jacob fernzuhalten. Sie war widerwillig mit Polizeikommissar Patrick Anneessens noch einmal in Eric Janssens' Wohnung gegangen, um zu sehen, ob etwas daraus verschwunden war. Aber obwohl es ausgesehen hatte, als wäre ein Tornado durch die Räume gefegt, schien alles von Wert noch dazusein. Denise kannte jedes Bild und jeden erlesenen Gegenstand in der Wohnung, und sie war sicher, daß nichts fehlte.

– Er muß nach etwas gesucht haben, sagte sie und betrachtete den offenen Wandschrank im Schlafzimmer, die Schubladen, die geleert, und das Bettzeug, das auf den Boden geworfen worden war.

– Vielleicht, sagte Kommissar Anneessens nachdenklich, ja, die Briefftasche scheint jedenfalls verschwunden zu sein. Sagen Sie, Madame, der Klatsch im Justizpalast besagt, daß er öfter junge Männer in die Wohnung mitgenommen hat. Wissen Sie etwas von ihnen, Sie kannten ihn ja?

Denise sah Anneessens böse an.

– Sie wollen doch nicht etwa darauf herumreiten, sagte sie, bald sagen Sie wohl, es war seine eigene Schuld, weil er einen riskanten Lebensstil hatte. Es waren jedenfalls keine Minderjährigen.

– Regen Sie sich nicht auf, sagte Anneessens abwiegelnd, ich habe Eric Janssens manchmal bei der Arbeit getroffen und hatte Respekt vor ihm, er war ein tüchtiger und redlicher Jurist. Ich habe keine vorgefaßten Meinungen dazu, was hinter diesem Mord steckt, aber es wäre dumm, das Offensichtliche zu ignorieren.

Denise sah auf die Uhr. Sie hatte den Lunch verpaßt, und jetzt konnte sie ebensogut warten, bis Max nach Hause kam, so daß sie zusammen zu Abend essen konnten. Aber sie fühlte sich staubig und trocken im Hals. Sie sollte vielleicht eine Pause machen, ins Freie gehen und in einem der Cafés an der Place du Grand Sablon etwas Kaltes trinken.

Die Türklingel bimmelte. Laurence mußte vergessen haben, die Tür abzuschließen, als sie ging, obwohl Denise sie gebeten hatte, es zu tun. Aber in Zeiten wie diesen konnte man einen möglichen Kunden nicht verscheuchen. Sie zog schnell ihre Baumwollhandschuhe aus und den Lagerkittel, den sie trug, wenn sie arbeitete.

– Ich komme, rief sie, während sie gleichzeitig anfang, die gußeiserne Wendeltreppe hinaufzusteigen, die in den Laden führte.

Ein junges Mädchen stand in der Türöffnung. Auf dem Weg die Treppe hinauf sah Denise sie zuerst von unten als ein Paar Beine in schmaler, schwarzer langer Hose und hochhackigen, geschnürten Stiefeln und dann im Ganzen in den Spiegeln, die an der Seitenwand genau dort hingen, wo die Treppe endete. Sie hatte dunkelrote Haare, straff zurückgekämmt, und sie war kräftig geschminkt mit dunklem, fast schwarzem Lippenstift, ungefähr wie die Servierinnen in De Ultieme Hallucinatie in der Rue Royale, wo Denise und Max am Freitagabend gegessen hatten.

Denise hatte sie noch nie gesehen. Oder doch? Auge in

Auge mit dem Mädchen, glaubte sie plötzlich, in ihrem Gesicht, in den grünen Augen, in den Linien des Kinns und des schwarzgeschminkten Mundes etwas vage Bekanntes zu sehen.

– Catherine? sagte sie fragend, und das Gesicht des Mädchens hellte sich auf.

– Ja, ich bin Tatia Poirot, sagte sie und streckte mit einem beinah schüchternen Lächeln die Hand aus.

Die angeschminkte Ausstrahlung überkultivierter Dekadenz verschwand völlig, wenn sie lächelte. Ein sehr junges Mädchen mit noch kindlich runden Wangen schaute unter der Schminke hervor. Wie alt mochte sie sein? Denise rechnete nach und kam zu dem Ergebnis, daß sie jetzt sechzehn sein mußte.

Catherine Poirot mit dem Kosenamen Tatia war die Nichte von Denise' bester Freundin Martine. Denise hatte sie seit mehreren Jahren nicht gesehen, aber sie erinnerte sich an das rothaarige kleine Mädchen, dem sie ein paarmal zusammen mit ihrem Teenagerschwarm Philippe Poirot und seiner Frau begegnet war. Sie hatte Mitgefühl mit dem Kind gehabt, das mit forcierter Munterkeit so offensichtlich versuchte, die Mißstimmung, die das katastrophal schlechte Verhältnis zwischen den Eltern um sich verbreitete, zu verbergen. Denise erinnerte sich immer noch an die ängstlichen Blicke, die die kleine Tatia jedesmal wenn das Gespräch auf etwas kam, das verminter Boden sein konnte, verstohlen den Eltern zugeworfen hatte. Inzwischen lebte sie bei ihrer Mutter und deren neuem Mann, das wußte Denise durch Martine.

– Lange her, Tatia, sagte sie und lächelte zurück, als sie die Hand des Mädchens nahm, was führt dich her?

– Na ja, Martine hat mir gesagt, ich sollte zu Ihnen ge-

hen, Madame van Espen, sagte Tatia eifrig. Sie meinte, Sie hätten vielleicht alte Kleider, aus Nachlässen und so, meine ich, die ich kaufen könnte, ich mache ganz viel mit getragenen Kleidern und einige ändere ich, für mich selbst, aber auch für andere.

Sie sah Denise hoffnungsvoll an, die nachdenklich die schwarzgekleidete Gestalt betrachtete. Tatias taillierte Jacke mit Samtaufschlägen saß perfekt, aber der dichtgewebte Wollgabardine sah wirklich aus, als stamme er von älteren Kleidungsstücken. Hatte das Mädchen die Jacke selbst genäht, war sie geschickt. Aber hatte sie Tatia etwas anzubieten? Es kam vor, daß sich Denise und Max um ganze Nachlässe kümmerten, aber Kleider und Textilien versuchten sie immer so schnell wie möglich loszuwerden. Sicher, sie hatte die Koffer, die sie bei Eric Janssens abgeholt hatte. Sie standen jetzt ganz hinten im Keller. Denise hatte sie nicht einmal aufgemacht. Sie zögerte einen Augenblick, aber die Kleider waren ja schon ein paar Wochen hier. Sie hatten mit dem Mord nichts zu tun, und das Mädchen mußte sowieso nicht erfahren, woher sie kamen.

– Unten im Keller habe ich ein paar Koffer, die dich schon interessieren können, sagte sie zu Tatia, du kannst darin stöbern und mitnehmen, soviel du willst. Komm mit mir, ich zeig sie dir!

Tatia folgte ihr mit einem festen Griff um das Geländer, um in ihren hochhackigen Stiefeln von den ausgetretenen Treppenstufen nicht abzurutschen, in den Keller. Sie betrachtete Denise' schlanken Rücken, der die Treppe hinunter verschwand, interessiert, wie sie Menschen, denen sie begegnete, immer studierte. Sie fand, daß Denise in ihrem blaßrosa Twinset und ihrem grauen Bleistiftrock ein biß-

chen wie eine dunkelhaarige Grace Kelly aussah. Aber die rosa Jacke hatte ein Loch am Ellenbogen, und Denise' Ohr-
ringe gehörten nicht zusammen, das war das erste, was Ta-
tia an ihr aufgefallen war. Sie war sich sicher, daß das Ab-
sicht war. Alle Menschen verkleideten sich irgendwie, das
war Tatias feste Überzeugung. Schon als sie klein war, hatte
sie begriffen, daß ihre Eltern nur in ein glückliches Paar
verkleidet waren, daß sie Rollen spielten, die ungefähr
ebenso wirklich waren wie die schmucke Puppenfamilie in
ihrer Puppenstube. Sie selbst hatte sich verkleidet in die
Person, die sie würde sein wollen, jemand, der sophisticated
und unverwundbar und bedeutend älter als die wirkliche
Catherine Poirot war. Denise van Espen war verkleidet in
eine kühle und korrekte Antiquitätenhändlerin, sagte aber
mit ihren nicht zusammengehörenden Ohrringen und ihrer
kaputten Jacke, daß es hinter der Fassade eine andere Per-
son gab, dachte Tatia.

Unten an der Treppe standen ein langer Arbeitstisch und
zwei Stühle, umgeben von Packkisten, die anscheinend Ge-
mälde und andere Kunstgegenstände enthielten. Auf dem
Tisch lag ein vergoldeter Spiegel zusammen mit einem Ver-
größerungsglas, einem Ordner, einer Schale mit Wasser
und einer Packung Wattestäbchen.

Denise ging am Tisch vorbei und weiter in den Keller
hinein, der sich offenbar unter dem ganzen großen Laden
erstreckte. Ganz hinten sah Tatia eine Garagentür. Viel-
leicht gab es einen zweiten Eingang in den Keller von der
Rue de la Samaritaine aus auf der anderen Seite des Vier-
tels.

– Die Beleuchtung hier ist etwas schlecht, sagte Denise
entschuldigend, aber wenn du etwas Interessantes findest,
kannst du es ja mit nach oben in den Laden nehmen, damit

du es bei Tageslicht ansehen kannst. Ich glaube, die Koffer sind zu schwer, als daß du und ich sie bewegen könnten.

Sie schlug die Deckel von zwei altmodischen Koffern auf, die nahe an der Wand standen.

– Bitte sehr, it's all yours! Ich wollte eine halbe Stunde weggehen, aber du kannst trotzdem hierbleiben. Weil du's bist.

Sie lächelte Tatia zu und verschwand die Wendeltreppe hinauf.

– Ich schließe ab, rief sie, aber wenn du keine Lust mehr hast, kannst du einfach die Tür von innen aufschließen und hinter dir zumachen. Ciao!

Tatia hörte die Türklingel bimmeln, als Denise die Tür hinter sich zuzog. Sie hockte sich vor den ersten Koffer. Der wohlbekannte Geruch von Mottenmitteln und alten Kleidern schlug ihr entgegen. Tatias Großmutter hatte die alten Kleidungsstücke jedes Frühjahr zum Lüften in ihre Kleiderkammer gehängt, aber die Kleider, die hier lagen, waren seit vielen Jahren, vielleicht Jahrzehnten, nicht auf Sonne und frische Luft getroffen.

Tatia hob vorsichtig die obersten Kleidungsstücke und hängte sie über den aufgeschlagenen Kofferdeckel. Ein dunkelgrauer Herrenüberzieher aus einem weichen Material, das sich wie Kaschmir anfühlte, ein Kamelhaarulster, ein dreiteiliger Anzug mit Nadelstreifen. Alle Teile sahen aus, als wären sie für einen schlanken, ziemlich kleingewachsenen Mann angefertigt worden. Die Stoffe waren wunderbar, dicht, weich und geschmeidig. Tatia seufzte beinah vor Wohlbehagen, als sie das Seidenfutter in der nadelgestreiften Weste befühlte, marineblau mit taubenblauen Streifen. Die Weste konnte sie benutzen, wie sie war, wenn sie sie an den Seiten ein wenig einhielt und vielleicht